

Über Bikulturalität, Zenos "Achilles Paradoxie" und die Chance der Ambivalenz: oder warum es keine Folgen hat, wenn die Schere offen bleibt

Mohafez, Sudabeh

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mohafez, S. (2001). Über Bikulturalität, Zenos "Achilles Paradoxie" und die Chance der Ambivalenz: oder warum es keine Folgen hat, wenn die Schere offen bleibt. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 25(2), 75-93. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-20330>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Sudabeh Mohafez

Über Bikulturalität, Zenos »Achilles-Paradoxie« und die Chance der Ambivalenz

oder warum es keine Folgen hat, wenn die Schere offen bleibt

Das Schreiben, in welchem ich gebeten wurde, den folgenden Artikel zu verfassen, war mit dem Arbeitstitel »Zum Umgang mit dem Fremden / zur Annäherung an das Fremde« überschrieben. Nun setzen Gedanken über eine »Annäherung an das Fremde«, wie sie hier formuliert wurden, unausgesprochen aber deutlich, die Prämisse voraus, der Fremde fern zu sein und sich von einem bekannten und nahen Standpunkt aus, auf sie zuzubewegen. Dies wiederum deutet eine Übereinstimmung, vielleicht sogar eine Kongruenz jenes Standpunkts mit sich selbst an: Ein »Sich selbst und seiner Umgebung bekannt und nah sein« scheint ihn auszumachen. Auf diesem Hintergrund ließe sich also formulieren, daß »die Fremde« qua definitionem fern ist. Wenn sie dies aus welchem Grund auch immer nicht bleiben soll, wird sie folgerichtigerweise annäherungsbedürftig. Ganz ähnlich sieht die Sachlage beim Ruf nach einem »Umgang mit dem Fremden« aus, der nämlich offensichtlich nicht per se gegeben ist, sondern erst entwickelt, ja gefunden werden muß. Insofern ist der implizite Verweis auf die Unklarheit im Umgang mit der annäherungsbedürftigen Fremde auch ein starkes Indiz für die Unbekanntheit der Fremde.

Die Konstruktion von Entfernungsachsen oder: zweite versus dritte Dimension

Im Rahmen einer derartigen Gegenüberstellung, scheint das Gegensatzpaar »fremd/bekannt« als Grundgerüst für die Konstruktion eines gedanklichen Raumes zu dienen, dessen äußerste Pole sehr weit von einander entfernt sind. Ihre Entfernung mag immerhin überbrückbar sein, ihre Gegensätzlichkeit jedoch bleibt konstituierend für »den Bauplan« dieses aus-

gesprochen zweidimensional erscheinenden Gebildes. Aus ihm ergibt sich eine Art Dualismus: entweder der Standpunkt auf dem eine Person steht, von dem aus sie schaut usw. ist fremd oder aber er ist bekannt; bestenfalls noch mag sich jemand auf dem Weg von hier nach dort oder umgekehrt entlang der Entfernungssachse bewegen. Zwischen A und B, zwischen »fremd« und »bekannt« scheint nur eines zu liegen: Entfernung.

Dieses Bild erinnert an Zenos »Achilles-Paradoxie« (Hofstadter, 1985, S.33–36), welche besagt, daß die Entfernung zwischen zwei Punkten A und B nie wirklich überbrückbar ist, da zu ihrer Überwindung immer erst die Hälfte der Strecke A–B bis zum Punkt C zurückgelegt werden muß, anschließend jedoch die Hälfte der Strecke C–B bis zu deren Hälfte und so weiter ad in finitum. Es bleibt also immer die Hälfte einer noch zu überbrückenden Entfernung zu überbrücken. Das »Bekannte«, das am Punkt A beheimatet ist, wird auf diese Weise nie wirklich exakt auf jenem Punkt »B« ankommen, auf dem sich das »Fremde« befindet.

Ein solcher, zum Scheitern verurteilter Versuch, den Abstand zwischen A und B, zwischen »fremd« und »bekannt« zu überbrücken, verweist indirekt auch darauf, daß das »Bekannte« im Rahmen jener suggerierten Zweidimensionalität nur dann existieren kann, wenn es durch das »Fremde« konturiert wird. Oder wieder anders ausgedrückt: Das »Fremde« im »Bekannten« müßte als signifikante Größe anerkannt werden, wenn es nicht auf einen weit entfernten und als unbekannt festgeschriebenen Pol verbannt (oder projiziert) würde. Die Annahme, »fremd« und »bekannt« seien überhaupt zwei von einander trennbare oder unterscheidbare Welten, Zustände, Seinsarten oder was auch immer, legt, wie das häufig bei Zuschreibungen der Fall ist, eher einen Rückschluß auf die Annehmenden nahe, als daß sie ein Licht auf jene wirft, die in ihr als »fremd« oder »bekannt« definiert werden.

Diese Positiv-Darstellung ließe sich auch ins Negativ kehren, also auf das hin untersuchen, was in ihr fehlt: Ins Auge springt dann, daß auf der dargestellten Entfernungssachse abweichende Bewegungen (die nämlich die dritte Dimension ins Bild brächten) außen vor bleiben. Zwischen A und B, zwischen »fremd« und »bekannt« scheint tatsächlich nur die Entfernung zu liegen. Schlingerbewegungen, Umwege, Ausdehnungen in den Raum

oder gar Ambivalenzen scheinen unmöglich in einem Setting, in welchem das Fremde zwar unbekannt, aber als solches immer bereits determiniert ist. Fragen oder Unsicherheiten erübrigen sich: Es ist bereits bekannt, daß das Fremde unbekannt ist. Der *Grad* der Unbekanntheit kann durch Annäherung reduziert werden, die Qualität der Zuschreibung allerdings ändert sich nicht: Je ferner desto fremder desto unbekannter.

Die bikulturelle Dimension oder: Bewegungen in den Raum

Die Lebensrealitäten von Menschen, deren Eltern aus zwei unterschiedlichen Ländern und/oder Kulturen stammen, ich bezeichne sie als Bikulturelle, sind häufig mit einem so gearteten Weltentwurf kaum zu vereinbaren. Viele der Konflikte, die sie lebensgeschichtlich zu bewältigen haben, ergeben sich aus den linear-dualistischen Realitätskonzepten der sie jeweils umgebenden, häufig monokulturell dominierten Gesellschaft und ihren Institutionen (zu denen auch die Eltern zählen) auf der einen und ihrer eigenen innerfamiliär-transkulturellen Erfahrung dessen, was ihre Identität, oder um es weniger problematisch zu formulieren: was ihre Gewordenheit konstituiert, auf der anderen Seite. Hierin zeigt sich ein signifikanter Unterschied der Lebens- und Sozialisationserfahrungen von Bikulturellen gegenüber jenen von Kindern der zweiten oder dritten Generation aus ursprünglich in eine »fremde« Kultur immigrierten Familien.

Diese spezielle, nämlich die bikulturelle Spielart von Multikulturalität hat in der sozialwissenschaftlichen Forschung des deutschsprachigen Raumes bislang nur wenig Beachtung gefunden (für Ausnahmen vgl. Mecheril, Teo, 1994; Mecheril, Teo, 1997; Mecheril, Wießmeier, o.J.). Angesichts der seit Jahren stetig steigenden Zahlen bikultureller Deutscher (vgl. Mecheril, Wießmeier, o.J., S.55) kann das eigentlich nur erstaunen und es wäre sicherlich ausgesprochen interessant, über die Gründe für dieses wissenschaftliche »Übersehen« einer Facette dessen, was Deutschsein auch bedeuten kann, nachzudenken. Im Rahmen der hier anzustellenden Überlegungen jedoch, möchte ich es bei dieser Erwähnung belassen und mich dem zuwenden, worum es mir in erster Linie geht: Den Lebensrealitäten

von Bikulturellen und ihrem Erleben dessen, was landläufig unter »Fremdheit« verstanden wird.

In der Regel finden sich Bikulturelle, die mit beiden Eltern zusammenleben¹, in der Situation, daß sie ZeugInnen des, sich an Sprache und kulturellen Alltagsgepfolgenheiten materialisierenden Fremdheits-/Bekanntheits-erlebens zwischen ihren Eltern werden. Das beinhaltet auch die von jenen genutzten oder nicht genutzten, ihnen zu Gebote stehenden oder nicht zu Gebote stehenden Auseinandersetzungs- und Verhandlungsfähigkeiten. Das Ausmaß an vorgelebter Kommunikations- und Kontaktfähigkeit kann dabei, wie in jeder Beziehung, durchaus unterschiedlich ausfallen, entfaltet sich hier aber auf dem symbolträchtigen Hintergrund unterschiedlicher Kulturen. Den Kindern sind demnach einerseits die Fremdheits- und Bekanntheitsgefühle zwischen den Eltern und deren Verhandlung sprichwörtlich von Geburt an geläufig. Andererseits müssen sie selbst derartige Klärungsprozesse nicht durchlaufen, da ihnen ja die die Erlebniswelt *beider* Eltern und *beider* Kulturen bestens bekannt sind (ein plastisches Beispiel dafür ist die oft gegebene Mehrsprachigkeit bikultureller Kinder). Damit unterscheiden sich bikulturelle Kinder in einem wesentlichen Punkt von beiden Eltern: In dem Dreieck, das hier systemisch gedacht zwischen dem bikulturellen Paar und seinen Nachkommen entsteht, sind die Kinder einerseits Angehörige *beider* Elternkulturen, andererseits gleichzeitig aber immer auch Nicht-Angehörige dieser Kulturen, da sie sich durch ihre Zugehörigkeit zur jeweils *anderen* Kultur signifikant unterscheiden; zugespitzt ließe sich auch formulieren, daß sie durch die Zugehörigkeit zur jeweils *anderen* (»fremden«) Kultur bereits disqualifiziert sind, zur »*bekannt*« Kultur zu gehören. Das aber wäre ein klassisches Paradoxon. Allerdings eines, das sozusagen den Boden bildet, auf dem die Individuationsprozesse bikultureller Jungen und Mädchen ablaufen. Problematisch erscheint dieses Setting lediglich, weil die mehrdimensionale Zugehörigkeit, die Gleichzeitigkeit von »fremd und bekannt«, die Untrennbarkeit von »zugehörig und nichtzugehörig« in den Konzepten monokulturell organisierter Gesellschaften nicht denkbar sind und sein dürfen. Die Schwierigkeiten und Potentiale, die sich aus diesem »Fremdheitstabu« bereits für die bikulturellen *Paare* ergeben, die ja immerhin als Einzelpersonen noch

einer einzelnen Kultur angehören, sind in der Literatur mittlerweile durchaus beschrieben worden (vgl. bspw. Scheibler, 1992; Gómez Tutor, 1995; Pusitz, 1996; Hecht-el Minshawi, 1988; Wießmeier, 1992). Wie aber gehen Bikulturelle mit einer solchen Ausgangslage um?

Ambivalenz als Antwort auf Ordnungsgebote oder: die Attraktivität offener Scheren

In der nur spärlich vorliegenden Literatur über Bikulturelle (s.o.) finden sich keine hinreichenden Antworten auf diese Frage. Indem ich im folgenden einige Passagen aus einem Interview mit einer bikulturellen Frau² wiedergebe und sie analysiere, möchte ich mich an dieser Stelle einer möglichen Antwort auf sie annähern. Dabei wird sich zeigen, daß Konzepte wie Differenz oder Distanz hier mit anderen Schattierungen wahrgenommen und verhandelt werden. Außerdem finden sich in den zitierten Aussagen deutliche Hinweise auf einen konstruktiven und kreativen Umgang mit den oben angedeuteten, zunächst nur als Paradoxon erlebbaren Gleichzeitigkeiten.

Die Biographin ist iranisch-deutsch und Mitte dreißig. Sie wuchs im Iran auf und wanderte im Alter von 13 Jahren gemeinsam mit den Eltern und Geschwistern nach Deutschland aus. An der hier wiedergegebenen Stelle ihrer Narration berichtet sie zunächst von einem Zerrissengewesen sein zwischen den Lebensrealitäten der iranisch Großmutter einerseits und ihrer deutschen Mutter andererseits. Es schließt sich (mit dem Bild einer Schere spielend) ein metaphorisch dicht gestaltetes, symbolisches Beispiel über diese Zerrissenheit an, welches schließlich zu einer befriedigenden biographischen Lösung führt, die – um es vorwegzunehmen – als eine positiv erlebte, ambivalente Grundhaltung bezeichnet werden könnte:

B: Ja während meine Mutter praktisch immer ein, son logisches Denken hatte, also so logisch und em, wie nennt man das, also so ... linear war das eh bei meinem V, bei meinem Vater und bei meinem, bei meiner Großmutter halt anders, oder also ich laß mal meinen Vater außerhalb, weil den hab ich am Anfang irgendwie so

gar nicht richtig in Erinnerung, also mehr meine Großmutter, daß eh, so die, das Leben an sich, von, ja von solchen Riten eingebunden ist und viel mit Aberglauben zu tun hatte, also es durfte irgendwie weder ne Schere offen liegen oder jedesmal wenn ne Gabel oder sonstwas runtergefallen ist, dann hatte das ne Bedeutung. Es war praktisch keine Bewegung ohne eine, ehm, ja ohn, ja ohne Grund ... Ja, hm — ja und man war dann halt, also als Kind man ha, fühl ich mich dann immer so im Zwiespalt: Glaub ich jetzt meiner Mutter oder glaub ich meiner Großmutter. Also daß man, in mir selbst, in meinem Herzen praktisch immer die zwei Seiten gab: Wer hat recht? Der oder die?

I: Hm.

B: Eem ... und das ist, hat sich dann eigentlich bis zum Ende, bis zum heutigen Tag hat sich das so — hm — ist das so geblieben. Also wer von beiden Recht hat oder.

I: Es ist immer noch unentschieden.

B: Ja, immer noch unentschieden, genau ... Später hat dann, als meine Großmutter dann ehm, nicht mehr bei uns im Haus gewohnt hat, dann, dann. Mit meinem, als wir mit meinem Vater dann auch in Deutschland waren, oder in Deutschland gelebt haben, ist dann auch so geblieben, also dieses, daß das dann, also: Wer hat Recht, meine Mutter oder mein Vater? Dann darauf sich polarisiert hat.

I: Jetzt nicht mehr mit deinem Vater oder so, ehm, wie, kannst du mir mal ehm n Beispiel dafür geben, wie des heute sich noch niederschlägt?

B: Hm — (lange Pause) vielleicht so, wenn man sich an manchen Dingen vers, also versucht das Leben zu erklären, oder Lebensweisheiten zu formulieren, daß man dann entweder in die eine Ecke geht oder in die andere, also — genau, und daß ich jetzt erst

eigentlich schaffe, ... daß das halt nicht mehr so große Auswirkungen auf mein Leben jetzt hat.

I: Hm.

B: Hm — ich, also zum Beispiel waren da immer so Dinge: »Laß die Schere nicht offen, eh sonst redet jemand über uns.« Also man mußte die Schere immer so zu, zuknipsen, also zumachen. Ja und dann, sonst redet einer über uns. Und eh wenn ich heute die Schere hier, sehe, hab ich so zwanghaft, ist bei mir immer der Wunsch, die Schere sofort zuzumachen so.

I: Ja

B: Reflexmäßig und dann em, mach ich absichtlich, also sobald dieser Zwang auftaucht, die Schere zu schließen, laß ich sie offen also zwing mich, es nicht zu tun, praktisch, ich zwinge mich regelrecht es nicht zu tun, laß sie offen und geh dann ausm Haus, also oder, oder, wenn ich halt weg muß, oder geh dann ausm Zimmer oder so. Ich laß sie einfach offen.

I: Aha, und wie fühlt sich des an?

B: Gut! Besonders wenn nichts passiert (lacht) also das es einfach keine Folgen hat, wenn man die Schere offen läßt.

I: Ja, ja hm.

B: Und jedesmal wenn ich s, also aufgelassen habe und, das tut mir jedesmal wieder gut.

I: Aha, klasse. (lacht) Hm.

B: (lacht gleichzeitig mit I) Diese Sicherheit einfach, daß es keine Folgen hat ... wenn die Schere offen liegen bleibt... ist richtig befreiend. (Skript 1, Z. 221f)

Formal läßt sich diese Interviewpassage wie folgt gliedern:

<i>Gegenüberstellung:</i>	<i>(Vater) Großmutter Iran rituell-abergläubisch</i>	<i>versus versus versus</i>	<i>Mutter Deutschland logisch-linear</i>
<i>Konflikt:</i>	<i>Wem glaube ich? Frage bleibt bis zum heutigen Tage unbeantwortet / unentschieden</i>		
<i>Folge aus dem Konflikt:</i>	<i>Beim Anblick einer Schere taucht (auch heute noch) der zwanghafte Wunsch auf, sie zu schließen</i>		
<i>Lösung:</i>	<i>Zwingt sich, die Schere offen zu lassen und verläßt anschließend das Haus oder den Raum, was sich gut anfühlt, weil es keine Folgen hat, wenn die Schere offen bleibt.</i>		

Interpretativ läßt sich sagen, daß die Biographin zunächst anschaulich ihre Kenntnisse und ihre Sichtweisen der beiden Kulturen, mit denen sie aufwächst, sowie deren RepräsentantInnen darlegt. Zweimal im Verlaufe des Interviews macht sie deutlich, daß der Vater und dessen Mutter, also Bs iranische Großmutter, als RepräsentatInnen für die iranische Kultur austauschbar sind. Als nächstes schildert B, wie sich aus der Gegensätzlichkeit des kulturellen Habitus von Großmutter (Vater) einerseits und Mutter andererseits ein Zwiespalt für sie als Kind ergibt, der sich »immer in meinem Herzen« materialisiert: Die Biographin sieht sich vor der schwierigen Aufgabe herauszufinden, welche der beiden Wahrheiten, mit denen sie es hier zu tun hat (die ihr als »Lebensweisheiten« oder »Lebenserklärungen« angeboten werden), glaubhafter, überzeugender, richtiger (Recht haben) ist. Das impliziert, daß ihr diese unterschiedlichen Weisheiten, in sich gegenseitig ausschließender Weise nahegebracht oder vorgelebt wurden. Der von B geschilderte Zwiespalt, läßt vermuten, daß sie von Seiten der Erwachsenen nicht aufgefordert wurde, sich aus beidem das zu wählen, was ihr am Besten gefiel oder eine Art Legierung aus beidem für sich zu entwerfen.

Wäre dem so gewesen, hätte sie die sprichwörtliche »Qual der Wahl« nicht gehabt. Deutlich bringt die Biographin nun zum Ausdruck, daß die Frage danach, wer Recht hat, die Mutter oder der Vater, die Frage nach der besseren »Lebensweisheit«, der logisch-linearen oder der rituell-abergläubischen, für sie bis zum heutigen Tage nicht beantwortet und unentschieden geblieben ist. Nach einem Beispiel gebeten, entscheidet sie sich für ein hochsymbolisches, nämlich das einer Schere. Sie beschreibt eine der »abergläubischen Riten« aus der Welt ihrer Kindheit, nämlich daß Scheren geschlossen werden müßten, da sonst (schlecht?) über die Familie geredet würde. Die Parallele zwischen der offenen Schere und dem inneren Zwiespalt der Biographin ist an dieser Stelle des Interviews offensichtlich und setzt sich fort in der bis auf den heutigen Tage unbeantworteten Frage danach wer Recht hat einerseits und dem ebenso heute noch existenten, als »Zwang« erlebten »Reflex«, eine offen herumliegende Schere zu schließen (die Zerrissenheit dadurch zu beenden, daß sie Eindeutigkeit schafft, sich für einen Pol entscheidet). Indem sie die Zwanghaftigkeit dieses Reflexes betont, weist die Biographin einerseits darauf hin, daß keine sonstigen, bspw. Vernunftgründe, zu dem Wunsch führen, die Schere zu schließen, andererseits unterstreicht sie damit noch einmal, wie wirksam die ursprüngliche Aufforderung (die Schere zu schließen, Eindeutigkeit zu produzieren) heute noch ist.

Nun kommt die Biographin zur Lösung des Konflikts: Wenn der geschilderte Zwang heutzutage auftaucht, dann »zwingt« sie sich dazu, ihm zu widerstehen und wendet sich anschließend (von der Schere) ab. Daß heißt, sie zwingt sich dazu, die Schere offen liegen zu lassen, und verläßt dann das Haus oder den Raum. Auf der faktischen Ebene widersetzt sie sich damit einer Regel aus dem rituell-abergläubischen Bereich, den sie dem Iran zuordnet, allerdings offensichtlich nicht, weil es sie stört, daß er rituell-abergläubisch ist, sondern weil sie das Gezwungensein stört. Auf einer anderen Ebene führt die Biographin hier auch das Thema des Zwiespalts einer Lösung zu: Sie läßt ihn offen und wendet sich von ihm ab. Es scheint fast, als wäre es gar nicht *ihr* Zwiespalt. Sie wendet sich ab und tut, was sie halt gerade in *ihrem* Leben tun muß (»geh dann ausm Haus, wenn ich halt weg muß«).

In dem Bewußtsein hier die Grenzen der Interpretation weit auszulegen, möchte ich das Bild der offenen Schere zur Verdeutlichung noch ein wenig ausführen. Es ist nämlich anzunehmen, daß die Mutter der Biographin der Forderung die Schere zu schließen, durchaus zustimmen würde, nur aus gänzlich anderen, nämlich aus logisch-linearen Gründen: Eine offen herumliegende Schere ist gefährlich, besonders in einem Haushalt, in dem kleine Kinder leben, was sowohl in der Kindheit der Biographin, als auch in ihrer heutigen Gegenwart der Fall war und ist. Indem B sich von der offen in ihrem Haus herumliegenden Schere (offen in ihrem Leben herumliegenden Konflikt) abwendet, wendet sie sich vom Zwiespalt zwischen logisch-linear und rituell-abergläubisch ab und empfindet das als absolut befreiend. Vielleicht ist diese Entscheidung deshalb so entlastend, weil es möglicherweise nie in einem tieferen Sinne wirklich ihr Konflikt, sondern ein wesentlicher (offen geliebener) Konflikt der sie umgebenden Erwachsenen war.

Mit dieser Lösungsentscheidung beglückt sie sich selbst, denn sie sagt lachend, daß es sich »gut anfühlt«, die Schere »einfach offen liegen zu lassen«, da es offensichtlich »keine Folgen« habe dies zu tun. Dessen ist sie sich ganz sicher: »Diese Sicherheit einfach, daß es keine Folgen hat, wenn die Schere offen liegen bleibt, ist richtig befreiend.«

Offensichtlich ist die Biographin in der Lage, mit den durch das Bild der offen bleibenden Schere symbolisch zitierten Ambivalenzen zu leben. Einerseits ist es möglich, daß über sie geredet wird, andererseits, ist es nicht ungefährlich, eine offene Schere im Haus liegen zu haben, einerseits ist es möglich, daß der iranische Habitus der »richtigere« ist, andererseits könnte dasselbe aber auch für den deutschen gelten. Sie aber wendet sich von diesen Fragen ab und ihrem Alltag (Leben) zu.

Jenseits der Vorgaben oder: Die vielen Geschmacksrichtungen der Pfefferminze

Das Motiv der ganz eigenen Lösung im Umgang mit beiden, scheinbar unvereinbaren Welten findet sich noch mehrmals in dem Interview mit B. Beispielhaft für mehrere, soll die folgende kurze Passage stehen. Der zitierte Ausschnitt ist einer längeren, sehr dicht erzählten Passage des Interviews entnommen, in dem B über die iranische Küche und darüber spricht in welch großem Ausmaß das Kochen auf iranische Weise für sie ein Gefühl von Heimat bedeutet. Anschließend wendet sie sich einem scheinbar winzig kleinen Detail zu, nämlich dem speziellen Geschmack der iranischen Pfefferminzpflanze und berichtet dann ganz beiläufig davon, wie sie sich den hier in Deutschland, ich bin fast versucht zu sagen: herbeizaubert. Dieser kleine Ausschnitt ist metaphorisch sehr dicht und läßt sich auf zahlreiche Aspekte hin untersuchen und interpretieren. Hier greife ich nur einen heraus, nämlich den des eigenen Weges im Umgang mit den *beiden* Herkunftskulturen. Es geht mir dabei insbesondere um den oben bereits ange deuteten Aspekt der Nichttrennbarkeit unterschiedlicher Kulturen, Lebensweisen und Wahrheiten:

B: Also was, was praktisch eh, dieses Bikulturelle oder was, was es jetzt noch für'n Einfluß, oder wa, ob, ob ich es, jetzt immer noch son großen Einfluß auf mich hat. Auf ner ganz anderen Ebene ist, daß ich halt immer noch em, ja iranisch koche und daß das halt auch ne große Bedeutung für mich hat. Mich zu Hause zu fühlen ist, iranisch zu kochen oder halt iranisches Essen zu essen oder dieser Genuß einfach von eh, diesen Geschm, dieser Geschmack und die Erinnerung verbinden sich durch dieses Essen ...

B: Genau ja. Und auch em, also ich kann mich auch so Geschmackserinnerungen hab ich sehr gute und eh mit Probieren komm ich da fast dran, also einfach so experimentieren und dann kommt das dem Geschmack ganz nahe. Also zum Beispiel beim Kashk-e-Bademjoun³ ist diese getrocknete Petersilie sehr wichtig und dann gibt es auch so verschiedene Petersilien so, ach Petersilie, falsches Wort, Pfefferminze meint ich.

I: Hm, Naneh⁴

B: Ja genau, und die deutsche Pfefferminze ist zu scharf und ich hab zufällig eine gefunden, dieses, die s, die sieht son bißchen anders aus, sone verwilderte Form und die hat genau dieses Geschmack, und auch dieses Dughe Abali⁵ da hat man ja auch immer diese Pfefferminze draufgestreut, auch die, die daß ist n ganz, ja so n ganz zarter Pfefferminzgeschmack und nicht dieser scharfe (lacht). Hab ich zu Hause nen Topf, aber man kann die leider nicht so gut vermehren.

I: Schade

B: Die ist nicht so wuchsstark. (lacht)

I: (lacht auch) Ja. Wo hast du die gefunden?

B: Zufällig bei uns auf der Parzelle sone verwilderte Form, die die wächst da,

I: Die hat sich selbst irgendwie ausgesät.

B: Ja genau, war da immer schon.

I: Aha, aha.

B: Hm ... die liebt es ziemlich moorig, irgendwie sone Urform. (Skript 2, Z. 160f)

Es gibt offensichtlich Unterschiede zwischen den Pfefferminzarten, die im Iran gedeihen und jenen, die in Deutschland zu haben sind. Die Biographin gibt sich nun aber nicht damit zufrieden, hier in Deutschland eben deutsche Pfefferminze zu kaufen oder im Iran-Shop, von dem an anderer Stelle im Interview die Rede war und in dem sie regelmäßig Kundin ist, importierte iranische Pfefferminze zu kaufen, sondern sie findet »zufällig auf der Parzelle« in Deutschland »ausgesät« eine »wilde Pfefferminzart«, eine »Urform«, die genau den Geschmack der Pfefferminze im Iran hat (»nicht so scharf, son ganz zarter Pfefferminzgeschmack«). Von dieser Pflanze hat sie einen »Topf zu Hause«, was impliziert, daß sie sich einen Ableger ge-

macht oder sie ausgestochen und zu Hause eingepflanzt hat. Dieses besondere Pflänzchen ist nicht leicht zu vermehren und bedarf offensichtlich der ganz besonderen Pflege der Biographin.

Der Aspekt der gezielten Suche nach einem Weg jenseits der beiden (durch die Elternkulturen) vorgegebenen Alternativen, deutet sich bereits am Anfang des Ausschnitts an, wo B erzählt, daß sie über Geschmackserinnerungen und »experimentelles«, »probierendes« Kochen ihr kulinarisches Heimat(Iran)gefühl in Deutschland reproduziert. Sie verwendet also keine Kochbücher oder andere Anweisungen, wendet sich aber auch nicht der deutschen Küche zu, sondern verläßt sich auf ihre höchstpersönlichen Gefühle, Erinnerungen und Wahrnehmungen und besteht mithin auf einer Art inneren Heimat, einer, die sie durch die Aufnahme von ihr selbst auf bestimmte Weise zubereiteter Nahrung jederzeit gewährleisten kann. Dieses Finden des eigenen Wegs, beschreibt B im Verlaufe des Interviews mehrmals.

Um den Aspekt abschließend noch einmal zu verdeutlichen, zitiere ich hier mehr oder weniger uninterpretiert eine weitere Passage:

B: Hm — (lange Pause) Ja und die Vorteile vom Bikulturellen sind manchmal, daß das Leben nicht so eingegrenzt, nicht so beschränkt ist. Man hat halt em ... mehrere Grenzen überschritten und weiß im Grunde, daß alles möglich ist. Hm — Ja und daß das Leben einfach nicht so beschränkt ist, wie es für manche so ist (lacht), als so eingeschränkt, nicht beschränkt, sondern eingeschränkt ist — Also, der Horizont einfach größer ist als bei vielen andern — und das man immer wieder Wege sieht em, wie man was an, wie man etwas, also wie man n Problem lösen könnte. Ganz andere Wege, also das man nicht sagt: Oh, jetzt ist das auf die Art und Weise nicht zu lösen, dann ist das halt so, sondern man grübelt darüber nach, wie das doch möglich wäre. Und einfach nicht aufhört und bis es dann gelöst ist. (Skript 2, Z. 13)

Ich darf an dieser Stelle an den Ausgangspunkt für die hier zitierten Interviewpassagen erinnern: Meine Absicht war es zu zeigen, daß bikulturelle

Menschen häufig eine ganz andere Umgangsweise mit Fremdheits- und Bekanntheitsphänomenen aber auch mit Distanzen und Differenzen kultivieren, als es von ihrer in der Regel monokulturellen Umwelt gefordert wird. Die Beharrlichkeit, mit der B sich nicht davon abbringen läßt, ihren eigenen Weg zu finden und auch zu gehen, ist bereits in den wenigen, hier wiedergegebenen Passagen deutlich geworden. Ihre Fähigkeit Ambivalenzen im Alltag nicht nur auszuhalten, sondern sie als kreative und befreiende Lösungsansätze gegen die vorgegebene, »eingeschränkte« Sichtweise von »richtig und falsch« oder »fremd und bekannt« zu verwenden ist nicht zu übersehen (einerseits im Beispiel der »offenen Schere«, andererseits in jenem vom Auffinden und gärtnerischen Kultivieren einer »Urformpfefferminzsorte« in Deutschland, deren Geschmack die iranische Heimat verkörpert).

Ambivalente Verhältnisse oder: von der Güte des Kreisverkehrs

Mit dem nun wiederholt aufgetauchten Stichwort der Ambivalenz möchte ich zum Ende kommend einen kleinen Schwenk machen, der mich zu Zygmunt Bauman führen soll. Ich finde Bauman im Kontext der Beschäftigung mit bikulturellen Lebensrealitäten deshalb so inspirierend, weil es ihm gelingt (und zwar in ganz ähnlicher Weise wie B das auf der biographischen Ebene tut) aus der Ambivalenz ein Widerstandspotential gegen linear ausgerichtete Zweidimensionalitäten zu gewinnen und zwar scheinbar ganz leichthin, indem er sie (die Ambivalenz) als epochestrukturierendes Grundmerkmal erkennt, hinnimmt und anerkennt, statt sie zu bekämpfen. In einem 1999 veröffentlichten Interview (Welzer, 1999, S.91–125) danach befragt, was angesichts der Erfahrungen und Implikationen der Moderne (inclusive linearem Fortschrittsglauben und Holocaust) ein angemessener wissenschaftlicher Ansatzpunkt in den Sozialwissenschaften sein kann, antwortet er:

Ich habe da gewissermaßen eine Kreisverkehrantwort auf Ihre Frage. Man kann nur immer fortfahren, Fragen zu stellen und Fragen zu stellen und Fragen zu stellen. Man muß der Tatsache ins Auge

blicken, daß all diese Dinge und die Lösungen dieser Dinge hochgradig ambivalent sind, und man sollte aufhören, nach Gewißheiten zu suchen. Und man sollte endlich aufhören, nach einfachen Lösungen zu suchen ... Es ist eine sehr komplizierte Kunst. Ich meine damit nicht, in ambivalenten Verhältnissen zu leben, aber in ambivalenten Verhältnissen zu leben und sich gleichzeitig dessen bewußt zu sein, daß das alles hochambivalente Situationen, Entscheidungen und Handlungsfolgen sind, mit denen man konfrontiert ist. Das ist schrecklich kompliziert, und es ist eine sehr schwierige Form der Pädagogik, die man entwickeln muß, damit man überhaupt diese Ambivalenztoleranz lehren und hervorbringen kann. (Welzer, 1999, S. 113, 115)⁶

Eine ganz ähnliche Erfahrung schildert B. Nicht die Tatsache, daß sie zwischen den »Fronten« der Wahrheiten ihrer Eltern stehen »mußte« (in ihrer Formulierung schwingt deutlich der Anforderungscharakter von außen mit s.u.), bewertet sie als das eigentlich »schlimme« an ihrer persönlichen Bikulturalitätserfahrung, sondern daß diese »Fronten« angesichts der kulturellen Hintergründe, auf denen sie ausagiert wurden, so »offensichtlich« waren, was gleichbedeutend damit zu sein scheint, daß sie nicht umhin konnte, die Ambivalenz, das Hin- und Hergerissensein in erhöhtem Maße bewußt wahrzunehmen:

B: [Und] was ich schlimm fand, also jetzt an diesem, em, em bikulturellen Dasein oder überhaupt, ist em das ich immer zwischen den Fronten stand, entweder meiner Mutter oder mein, auf der Seite meiner Mutter oder meines Vaters stehen zu müssen.

I: Hm

B: Ich mein, vielleicht passiert das, em, eh andern Kindern auch aus, aus eh einer Kultur, aber em — daß das so offensichtlich war, daß sie aus zwei unterschiedlichen Kulturen sind. (Skript 1, Z. 423f)

Ähnlich deutlich führt B ihr Ambivalenzempfinden an einer weiteren Stelle vor Augen:

B: ... und das man immer wieder Wege sieht em, wie man was an, wie man etwas, also wie man n Problem lösen könnte. Ganz andere Wege, also das man nicht sagt: Oh, jetzt ist das auf die Art und Weise nicht zu lösen, dann ist das halt so, sondern man grübelt darüber nach, wie das doch möglich wäre. Und einfach nicht aufhört und bis es dann gelöst ist.

I: Hm

B: Weil man halt so vieles aus verschiedenen Perspektiven gesehen hat oder einfach aus zwei oder drei verschiedenen Perspektiven gesehen hat. Hm — andererseits ist das manchmal auch n Fluch, weil man denkt, eh des, eh wenn etwas auf die eine Art und Weise, wenn irgendwas auf die eine Art und Weise gelöst ist, ist es wirklich die optimalste Art gewesen? (Lacht) Also daß man das dann wieder hinterfragt und nich damit zufrieden ist.

I: Hm

B: ...Hm, das ist dann wieder von Nachteil. (Skript 2, Z. 19f)

Sich also, während man in ambivalenten Verhältnissen lebt, ständig dessen bewußt zu sein, scheint das eigentlich Schwierige oder wie Bauman sagt »Hochkomplizierte« zu sein. Auch im Lösungsprozeß sind sich Bauman auf der philosophisch-soziologischen und B auf der biographisch-psychologischen Ebene sehr nah: Sie entwickelt Ambivalenztoleranz und lebt mit der Verunsicherung, die sie mit sich bringt, er fordert die Entwicklung von Ambivalenztoleranz und zwar insbesondere von der Pädagogik.

Nun leben ja nicht nur Bikulturelle in ambivalenten Verhältnissen. Es scheint allerdings so zu sein, daß sie auf Grund biographischer Gegebenheiten zu jenen Personengruppen zu zählen sind, bei denen der Grad des Bewußtseins über den ambivalenten Charakter der meisten Situationen und Entscheidungen des Alltags relativ hoch einzuschätzen ist. Das aber ist gleichbedeutend damit, daß sie die Anstrengung kennen, die es bedeutet, diese »komplizierte Kunst« auszuüben: weder »einfache Lösungen« noch »Gewißheiten« zu suchen, sich vielmehr statt dessen immer aufs Neue in

den Kreisverkehr weiterer und immer weiterer Fragen einzufädeln oder wie B sagt:

Daß es einfach mehrere Wahrheiten gibt. Das, den Eindruck hatte ich immer schon. Daß es nicht eine Wahrheit gibt, sondern mehrere. (Skript 2, Z. 38f)

In diesem Sinne läßt sich zumindest vermuten, daß in den Lebensrealitäten von Bikulturellen Unbekanntes ebenso wie Distanzen oder Differenzen zum Kanon des Alltäglichen, Bekannten und Bewußten gehören und nicht auf ein fernes Außen projiziert werden, daß in diesen Lebensrealitäten – um noch einmal Zeno und Achilles zu bemühen – Punkt A und Punkt B durch gar keine Entfernung von einander getrennt sind und somit das Problem mit den infiniten und nie endgültig überwindbaren Hälften aus bikultureller Sicht gar nicht entstehen kann: neben den bekannten Wahrheiten, gibt es immer auch die unbekanntes. Neben dem gefundenen Lösungsweg, gibt es noch zahlreiche andere und wer kann schon wirklich wissen, welcher für diesen Fall der beste wäre: Es gibt diesen Gewißheitspunkt am linearen Ende einer logischen Formel nicht.

Was sich daraus ergibt ist zum einen eine Verlangsamung von Bewegung (denn die siegessichere Gewißheit der »besten Lösung« und der bekannten Umgebung, scheinen hier nicht zu existieren) und mit ihr vermutlich eine Verringerung des Risikos, Wesentliches zu übersehen. Zum anderen eröffnet diese Sicht auf die Welt einen mehrdimensionalen Raum, der Begegnung zuläßt und nicht immer eine letzte Trennungshälfte Abstand benötigt, da das sogenannte Fremde in ihr nicht mehr oder weniger Fragen aufwirft, als das sogenannte Bekannte es tut. Schließlich wäre in dieser Zusammenfassung noch die Anstrengung zu erwähnen, die es bedeutet, sich ohne »Gewißheiten« in dieser Welt auszukennen oder wie Hannah Arendt in einem scheinbar anderen, tatsächlich aber durchaus verwandten Zusammenhang sagt: »ohne Geländer zu denken« (Arendt, 1991, S.35).

Auf dem Hintergrund der hier andeutungsweise geschilderten Lebensrealitäten von Bikulturellen stellt sich demnach die Frage, ob die eingangs bereits problematisierte Ausgangsfrage nach der Annäherung an das Frem-

de nicht auf ihre Implikationen hin zu überprüfen und anschließend neu zu formulieren wäre. Mir persönlich beispielsweise gefiele etwas in der Art: Was sind das eigentlich für Leute, die auf die ganze dritte Dimension verzichten? Wieso fürchten sie die Unsicherheit? Und: Wie können wir sie herauslocken in den Raum?

Aber sicherlich gibt es noch zahlreiche viel bessere Fragen.

Anmerkungen:

- 1 Das gilt natürlich auch bei »Trennungskindern«, die weiterhin Kontakt zu beiden Elternteilen haben.
- 2 Es handelt sich hier um narrative Interviews, die ich derzeit im Rahmen meiner Dissertation (*Lebensentwürfe und Sozialisation bikultureller deutscher Frauen*) auswerte. Zur Lesart der Interviewpassagen: *B*: Biographin, *I*: Interviewerin, Auslassungen sind mit »...« gekennzeichnet, Gedankenstriche bezeichnen Pausen im Gespräch, in der Tonlage besonders betonte Worte sind kursiv geschrieben.
- 3 Iranisches Gericht.
- 4 Pfefferminze.
- 5 Iranisches Getränk.
- 6 Angesichts der Ereignisse des 11. September in den USA liest sich diese Kreisverkehrantwort im Übrigen mit einer erheblich verstärkten Dringlichkeit und Brisanz.

Literatur:

Arendt, Hannah (1991). *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. München, Zürich.

Gómez Tutor, Claudia (1995). *Bikulturelle Ehen in Deutschland*. Frankfurt am Main.

Hecht-el Minshawi, Béatrice (1988). »Wir suchen, wovon wir träumen. Zur Motivation deutscher Frauen Partner aus dem islamischen Kulturkreis zu wählen«. Frankfurt am Main.

Hofstadter, Douglas R. (1985). *Goedel, Escher, Bach. Ein endloses geflochtenes Band*. Stuttgart.

Mecheril, Paul; Teo, Thomas (Hrsg., 1994). *Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft*. Berlin.

Mecheril, Paul; Teo, Thomas (Hrsg., 1997). *Psychologie und Rassismus*. Reinbeck

Mecheril, Paul; Wießmeier, Brigitte (o.J.). Bikulturalität. In: IAF (Hg.): Beratung im interkulturellen Kontext. Berlin. S. 55.

Mecheril, Paul; Wießmeier, Brigitte (o.J.). Bikulturalität. In: IAF (Hg.): Beratung im interkulturellen Kontext. Berlin. S. 46 – 59.

Pusitz, Heinz (Hrsg., 1996). Interkulturelle Partnerschaften. Frankfurt am Main.

Scheibler, Petra M. (1992). Binationale Ehen. Weinheim.

Welzer, Harald (Hrsg., 1999). Auf den Trümmern der Geschichte. Gespräche mit Raul Hilberg, Hans Mommsen und Zygmunt Bauman. Tübingen. S. 91–125.

Wießmeier, Brigitte (1992). Das »Fremde« als Lebensidee. Eine empirische Untersuchung bikultureller Ehen in Berlin. Münster, Hamburg.